Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 28. 3. 1937 | Nr. 13

Göttin Ostara — ein Phantom?

Namensrätsel um das Osterfest.

Osterfest und Frühlingsbeginn — beides ist uns seit alters her zu einer beglückenden Einheit geworden. Wenn der Winter scheidet, zieht der Frühling ins Land, und gerade zu jener Zeit, da das erste junge Grün aus Baum und Strauch schaut, feiern wir Ostern! Darum ist das christliche Auferstehungsfest zugleich ein Frühlingsfest, und in tausend alten Sitten und Bräuchen, die sich besonders auf dem Lande erhalten haben, lebt diese uralte, aus heidnischen Zeiten überkommene Bedeutung des Osterfestes fort, lebt das Frühlingsfest des Volkes, wie es schon unsere Ahnen und Urahnen feierten.

Frühlingsfeste haben fast alle Völker der Erde gefeiert, solange man nur die Kulturgeschichte zurückverfolgen kann. Sie alle wandten sich voll Freude dem neuen Licht entgegen, und sie glaubten, daß der Frühling in Gestalt eines jungen Gottes oder einer jungen blühenden Göttin seinen Einzug halte. So verehrten die Inder die junge Göttin Ushas, die Griechen feierten im Frühling das Adonisfest und das Attisfest und huldigten der Göttin Eos, und die Römer hatten ebenfalls ihre Frühlingsfeste, hatten das Fest der „Luperkalien" und wußten, daß sich in dieser Zeit Aurora, die Göttin der Morgenröte, wieder segnend über die Fluren neigte.

Es wird heute vielfach behauptet, daß der Name unseres Osterfestes von der germanischen Frühlingsgöttin Ostara stammt. Merkwürdigerweise ist aber diese heidnische Göttergestalt zu einem vorgeschichtlichen Rätsel geworden. Die Vorgeschichtsforschung ist den Spuren des Ostaraglaubens, der ja noch heute in vielen Volksbräuchen fortlebt, nachgegangen. Dabei ist sie jedoch zu zwei widersprechenden Ergebnissen gelangt. Auf der einen Seite gibt es Forscher, die die Annahme vertreten, daß der Glaube an eine Frühlingsgöttin Ostara von der angelsächsischen Göttin Eostra übernommen worden ist. Die Gegner dieser Ansicht wollen jedoch den Namen nur mit der Himmelsrichtung und nicht mit einer Göttin in Verbindung bringen. Sie sagen: Aus dem Osten kam das neue Licht und die aufsteigende Sonne des Jahres, und darum wurde der Monat des täglich wachsenden, emporsteigenden Morgenlichtes der Ostermonat genannt.

Aus den uns überkommenen Zeugnissen der germanischen Vorzeit lassen sich Beweise für ein Vorhandensein der Göttin Ostara tatsächlich nicht finden. Man weiß heute nur, daß im Althochdeutschen der Monat April „ôstarmânoth" hieß, was also zweifellos mit unserem Ostern zusammenhängt, und daß der heidnische Name eines Frühlingsfestes, wie sie von allen Völkern gefeiert wurden, später auf das christliche Fest der Auferstehung übertragen wurde. Für dieses Fest setzte das Konzil von Nicäa den ersten Sonntag nach der Frühling-Tag- und Nachtgleiche fest, wobei sich in Deutschland und England der Name Ostern bzw. Easter durchsetzte, während das Fest in den romanischen Ländern und im übrigen Europa den Namen pasca nach dem alten „Passah" erhielt.

Aber vielleicht läßt sich doch zwischen den gegenteiligen Meinungen eine Verbindung herstellen. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß in den Namen Ostara tatsächlich Gedanken östlicher asiatischer Kulturkreise hineingeflossen sind. Man braucht nur an die merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Namen Istar, der ägyptischen Isis, zu denken, der großen Göttin, vor der sich Jahrtausende hindurch anbetend ganze Kulturkreise beugten. Vielleicht gelangte dieser Name und die darin verkörperte Kultanschauung früher oder später auch nach dem Norden. Hier traf er dann mit dem Kult einer ähnlichen weiblichen Gottheit zusammen, die in den germanischen Ländern, also z. B. bei den Sachsen, eine hohe Verehrung genoß. Und bei dem Bemühen, den asiatischen Einschlag mit den nördlichen Anschauungen in einen Zusammenhang zu bringen, verschoben sich dann die Namen der an sich sehr verschiedenen Kulturkreise. Die germanische Göttin wurde zu einer Art Istar des Nordens, zur Ostara. Und schon nach einigen Jahrhunderten vergaß man, welche merkwürdigen geschichtlichen Überschneidungen ihrem Kult ursprünglich zugrunde lagen. Ist diese Deutung aber nicht recht weither geholt?

Das eine ist jedenfalls sicher: erst im Laufe der Jahrhunderte bildete sich im Norden ein Kult um die Göttin Ostara, die man als Göttin des Morgens, des aufgehenden Lichts und des wiederkehrenden Frühlings verehrte. In ganz Niedersachsen, Westfalen, Niederhessen sind noch die Spuren des Ostara-Kultes zu finden, der sich wahrscheinlich auch über Friesland, Jütland und Seeland erstreckte und sogar in Bayern verbreitet war. Es ist ein Kult der Naturkräfte, des lebendigen Wachsens und Werdens. In Westfalen wurden der Ostara Schweine-Opfer gebracht, in Niederdeutschland ist ihr der Monat Mai gewidmet, ihr werden Maiblumen geopfert und Maibäume errichtet.

Beim Beginn des Frühlings erscheint Ostara neben Donar, manchmal auch als Schwester Thors. Das Osterwasser und die Quellen sind ihr heilig, und noch heute haben sich gerade in dieser Richtung viele Bräuche im Volk erhalten. In Hessen besteht noch eine alte Sitte, nach der man am zweiten Ostertage Blumensträuße in eine Höhle tragen und dann kühles Wasser schöpfen muß — dieser Brauch wird als Rest des Ostara-Kults angesehen. In anderen Gegenden wieder bringt man der Göttin Ostara Frühlingskränze dar, in denen alle Blumen des Frühlings enthalten sind, oder Kränze aus heilkräftigen Kräutern. Die Birke ist der heilige Baum der Ostara, ihre heiligen Tiere sind der Hase und das „Oster-Kälbchen" oder „Marienkäferchen" und ihre Lieblingsopfer sind Eier, Opferbrote (Osterfladen) und andere unblutige Opfergaben.

Das Frühlingsfest der Germanen fiel auf keinen bestimmten Tag, es wurde von den einzelnen Stämmen und in den Ländern unterschiedlich gefeiert. Dies Fest war nicht nur ein Opferfest, sondern war zugleich Gerichtstag und der Beratung gewidmet, wobei über Bündnisse, geplante Kriegszüge usw. beschlossen wurde. Daneben aber wurde der Tag als großes Volksfest begangen. Es wurden Waffen-Kampfspiele veranstaltet, da während des Winters die Waffen geruht hatten. Hier besteht auch ein gewisser Zusammenhang zwischen den „Märzfeldern" der Merowinger und den „Maifeldern" der Karolinger, bei denen die militärische Musterung im Vordergrund stand. Massenversammlungen, Umzüge und fröhliche Gelage umrahmten das große Volksfest, mit dem man die Wiederkehr des Frühlings feierte.

Josefine Schultz.

Ostfriesischer Osterspruch.

Später Lohn will frühe Mühe,
Früh gesät gibt reiche Ernte,
Recht gepflügt gibt gutes Korn,
Gutes Korn schafft Brot des Lebens,
Lebensbrot ist Leib des Herrn —
Und der Herr ist auferstanden!

Old Shatterhand unsterblich wie Winnetou.

Vor 25 Jahren verstummten „Silberstutzen" und „Bärentöter" — aber Karl Mays Helden leben in der deutschen Jugend weiter.

Vor 25 Jahren — am 30. März 1912 — ist Karl May in Radebeul bei Dresden gestorben.

Karl May! Wer kennt ihn nicht? Wer hat nicht mit fiebernden Sinnen und mit pochendem Herzen seine Bücher gelesen? Wer hat nicht mit Old Shurehand oder mit Old Shatterhand, mit Sam Hawkens oder mit Winnetou Bekanntschaft geschlossen? Wer hat nicht den Knall des Henrystutzens oder des Bärentöters gehört? Noch heute glauben wir den heißen Wind der Prärie zu verspüren und in der Ferne das Getrappel der Pferde feindlicher Indianerstämme zu hören, wenn wir Karl Mays Bücher zur Hand nehmen.

Und seien wir ehrlich! Nur gar zu gern holt auch der „Alte" dann und wann wieder einen jener grünen Bände aus dem Bücherschrank hervor, um zu sehen," worüber er sich eigentlich als Kind gefreut hat", um nur einmal ein wenig „zu stöbern". Aber das ist ja nur ein Vorwand! Auch heute noch übt die Romantik jener abenteuerlichen Indianererlebnisse einen seltsamen Einfluß auf uns aus. Auch heute noch läßt unsere Phantasie den edlen Winnetou mit seiner Silberbüchse in der Hand vor uns erstehen, und das Kriegsgeschrei der Angreifer scheint in unseren Ohren widerzuhallen.

Wir sind dann wieder in dem elterlichen Garten mit den Himbeersträuchern und den Apfelbäumen, wir liegen auf dem Rücken im Grase und starren in den blauen Himmel, genau so wie wir es in den großen Ferien der Schulzeit taten. Irgendwo sitzt der große Häuptling Winnetou auf einem Felsen und starrt unverwandten Blickes zu uns hinüber. Quer über die Knie liegt die Büchse, deren Schuß unfehlbar ist. Seine Gegner kennen den berühmten „Knieschuß", des Häuptlings Sie wissen, daß es nicht gut ist, sich mit Winnetou und seinem Stamme zu verfeinden.

*

Mitten in dem ganzen Treiben steht die Person des Erzählers. Er ist der Freund Winnetous und der „gute Geist" der Rothäute. Was ist daher auch selbstverständlicher, als daß Karl May seine Bücher, in der „Ich"-Form schreibt, und so das Erlebnis unmittelbarer gestaltet? Der Leser selbst steht mit ihm mitten in dem Geschehen. Die Rolle des Verfassers als Beschützer der unschuldig Verfolgten, als des Mannes, der durch seine Qualitäten physisch und moralisch den Verbrecher überwindet, läßt die Sympathien des Publikums schnell auf seiner Seite sein.

Abenteuerlich wie seine Bücher sind, ist auch der Lebenslauf Mays, der am 25. Febr. 1842 in Hohenstein-Ernstthal begann. Niemand hätte von dem kleinen Webersohn aus dem Erzgebirge gedacht, der blind die ersten Jahre seiner Kindheit verbrachte, daß er einmal ein berühmter Schriftsteller werden würde. Als aber Karl May in seinem fünften bis neunten Lebensjahr allmählich das Sehvermögen gewann, stand für den Vater der Plan fest, aus seinem Sohn einen Volksschulmeister zu machen. Die Enge der Schulstube war nichts für den unternehmungslustigen Kandidaten. Er ließ sich Fahrlässigkeiten im Dienst zuschulden kommen, und seine Gleichgültigkeit ging so weit, daß er bald wegen grober Verfehlungen aus dem Dienst entlassen wurde und vor die Gerichte kam. Nach einer langen Arbeitshausstrafe schien sein Leben von der Tafel der bürgerlichen Existenzen verwischt. Man schrieb über diesen Mann, der später wie kaum ein Zweiter Millionen von Jungens und Mädels begeistern konnte, das harte Urteil: „körperlich schwer belastet und seelisch entartet!" — Man soll immer vorsichtig mit seinem Urteil sein. Was übrigens das von Karl May übernommene Erbgut anbelangt, so ist eins wichtig zu wissen: seine Mutter hatte das „zweite Gesicht".

Das Schicksal hatte etwas Besonderes mit dem entlassenen Volksschullehrer vor. Angeregt durch Reisen in den nahen Orient griff Karl May zur Feder. Seine romantischen Reisebeschreibungen wurden bald zu vielgelesenen Büchern. Zugleich mit den Einnahmen, die Karl May ein sorgenloses Leben sicherten, wuchs auch sein Ansehen in der Gesellschaft. Als May siebzigjährig in Radebeul bei Dresden starb, dachte kein Mensch mehr an die etwas „bewegte" Jugend des Schriftstellers. Der helle Schein der nächtlichen Prärie und das dumpfe Murmeln der endlosen Wälder Nordamerikas haben all das verschlungen und überstrahlt, was über der Vergangenheit Mays schwebte.

Wer wieder einmal zu den Bänden Karl Mays greift, wird erstaunt sein, mit wie derben Strichen das Paradies der Jugend gezeichnet ist. Die überraschenden Ereignisse, die uns voll und ganz in ihren Bann zogen, kommen gar

Zwei Tage Fahrt durch Ordensland.

Das Wasser schlägt leise plätschernd an die Eisenwand des großen Kahnes, eines Oderkahns, der mit Roggen stromab nach Danzig gehen soll und auf dem ich nun Gast bin. Als ich durch das Plätschern erwache, habe ich noch das Bild in Erinnerung, das sich mir am Abend vorher einprägte: Gegen den lichten Himmel einer lauen Sommernacht die Silhouette Thorns mit den vielen Türmen, im Vordergrund wie dunkle Blöcke die großen Lastkähne mit den hohen Masten. Und unter dem ganzen Bild der Strom. Man sah ihn nicht, aber man fühlte unter dem Massiv des Stadtbildes, unter der Schwere der Kähne das Dahinstrebende, das Strömende, den Zug des Wassers als einzig horizontal wirkende Macht im Gegensatz zu den senkrechten Strichen der Silhouette des Stadtbildes.

Das Wesen energischer Behauptung war dem Bild auch eigen, als ich jetzt die kleine Treppe herauf auf Deck stieg und als die Stadt aus morgendlichem Dunst in das Licht der Frühsonne stieg. Schön hoben sich vom Grau der dunstig-diesigen Luft das Braun-rot der Kirchen und Tore aus der Ordenszeit und der dunkle Rathausturm ab.

Während ich das Bild betrachte, machen der Schiffseigner und seine Leute den Kahn zur Abfahrt fertig. Stangen klatschen ins Wasser, Seile lösen sich von den Uferpflöcken, der Abstand zum Ladekai wird immer größer, Segel flattern am Mast hoch, blähen sich im Winde, und langsam beginnt ein stilles Gleiten. Das ist schön, so auf einer der Planken zu liegen und das Ufer an sich vorbeiziehen zu sehen. Der weiße Spitz, der ebenso wie ich keine rechte Beschäftigung an Bord hat, hat sich zu mir gesetzt und verfolgt mit witternder Nase, klugen Augen und spitzen Ohren die Dinge, die an uns vorbeiziehen. Manchmal bellt er aufgeregt, wenn wir an einem Kahn vorbeikommen oder einem Dampfer begegnen.

So geht es stromab, ins alte Ordensland hinein. Von hier, von Thorn aus, begann auch der Orden seinen Zug nach Norden und Nordosten. Vor 600 und 700 Jahren lag hier ödes Land, als die Ritter mit dem Panzerhemd und schwarzem Kreuz auf dem weißen Schild kamen. Sie gründeten in diesem Ödland im 13. Jahrhundert 25 Burgen und 25 Städte und im 14. Jahrhundert 50 Städte und 40 Burgen. Sie erschlossen dem Deutschtum und damit der europäischen Gesittung ein Neuland, das sehr bald auch ein Neuland deutscher Kunst werden sollte.

Wenige Jahre, bevor die Ordensritter in das Weichselland gekommen waren, hatten sie noch in Syrien die rheinische Burg Montfort gebaut. Und als sie dann in dieses weite, ebene Land gekommen waren, standen sie vor ganz neuen Aufgaben. Es gab keine Felsen, auf denen die Burgen zu errichten waren. Es gab nur Lehm und Sand, es gab einige Granitfindlinge. Da wuchs jene neue Kunst der Backstein-Gotik, die hier einen besonderen Charakter erhielt, die hier eine große Entwicklung durchmachte. Aus den durch Felsgrund bedingten unregelmäßigen Grundrissen wurden regelmäßige. Da keine Felsblöcke, aus denen man Kreuzgewölbe schaffen konnte, vorhanden waren, erfand man figurierte Sterngewölbe. Die schöne St. Johannes-Kirche in Thorn erhielt einen prächtigen Chor, der etwa 1250 errichtet wurde. Hier entstand das erste Sterngewölbe, das sich weiter zu dem Palmengewölbe entwickeln konnte, das wir in allen späteren Ordensbauten antreffen.

Es waren nicht nur wehrhafte Glaubenshelden, die in das Land gekommen waren. Es waren Künstler ersten Ranges, und sie hatten ausgezeichnete Handwerker bei sich. Das beweisen die Mauern, die Verwendung von Kalksteinen, die — aus Gotland oder Estland bezogen — als Blenden und Zierstücke eingefügt wurden in das Rot der Backsteinziegel und die Fläche lebhaft gestalteten. Den Ordensrittern waren Kaufleute gefolgt. Thorn gehörte dem Bund der Hanse an. Sein Artushof war berühmt. Und das schöne Rathaus und der an Flandern erinnernde Turm verweisen auf eine stolze und weitgereiste Bürgerschaft. Die Tore und festen Stadtmauern zeugen von dem wehrhaften Willen dieses Bürgertums.

Thorn ist längst unsern Blicken entschwunden, aber in Gedanken sind wir noch dort. Der Schiffseigner steht am Steuer neben den kleinen, bunten Blumenkästen. Der Strom führt viel Wasser — das Johanni-Hochwasser. Da gehts gut stromab, da ist allzu große Vorsicht nicht vonnöten, wie sonst wenn der Strom viele Sandbänke freilegt.

(Fortsetzung auf der Rückseite.)

nicht so überraschend, wie es uns damals erschien. Die feinen Fäden, aus denen das Schicksal geflochten schien, entpuppen sich als dicke Stränge, an denen die Figuren ihre Bewegungen ausführen. Es ist eine Welt aus Schwarz und Weiß ohne Zwischenabstufungen. Aber vielleicht ist es diese Unkompliziertheit, die die Kinderherzen schneller schlagen läßt, und die die Sinne der Erwachsenen immer wieder aufs neue in ihren Bann zieht. Gut und Böse prallen in krasser Gegensätzlichkeit aufeinander.

*

Karl May bildet in einer langen Kette von Schriftstellern, die alle das Leben und den Kampf der Indianer zum Stoff gewählt haben, das letzte Glied. Der Name Gerstäcker, der als Sohn eines Opernsängers nach den Vereinigten Staaten auswanderte, hat bei unserer Jugend einen besonderen Klang. James Fenimore Cooper war einer der ersten, der in seinem „Lederstrumpf" oder dem „Letzten Mohikaner" den Existenzkampf der nordamerikanischen Indianer beschrieb. Die Heftchen von Buffalo Bill eroberten sich im Fluge die Herzen und Sinne der Kinder. „Tokeah oder die weiße Rose" heißt das Werk von Charles Sealsfield, das besonders unter der Jugend Wiens auch heute noch glühende Verehrer findet. Bis zu seinem Tode war der wirkliche Name dieses rätselhaften „Sealsfield" unbekannt. Erst sein Testament erhellte das Dunkel. Der Autor war Karl Anton Postl, der mit seinen Gesellschaftsromanen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit ganz Österreichs in Anspruch nahm. Ein Kind, das nicht bittere Tränen über das harte Schicksal des armen alten „Onkel Tom" vergossen hat, hat eine der schönsten Erzählungen aus der Zeit der amerikanischen Sklavenkriege nicht kennen gelernt. Der Verfasser, Harriet Beecher-Stowe, hat sich mit „Onkel Toms Hütte" bis weit über das Grab hinaus seinen Ruhm gesichert.

Mag heute das Buch der Technik auf den Tischen unserer Jugend liegen, mögen Flugzeugmodelle unter ihren geschickten Händen entstehen, oder mag der Zeppelin ihr Denken in Anspruch nehmen, Winnetou und Old Shatterhand, Hadschi Omar Halef oder Kara Ben Nemsi werden immer ihren Platz in den Kinderherzen behaupten. Die Gesamtausgabe der Werke von Karl May umfaßt bisher 66 Bände, und sie wird noch immer von Frau Klara May und ihren Helfern aus dem Nachlaß ergänzt.

In Radebeul bei Dresden gibt es ein vielbesuchtes Karl May-Museum, das die reichen Indianersammlungen des ebenso wissensdurstigen wie fruchtbaren Schriftstellers enthält. Das Museum ist in einer Blockhütte untergebracht, die von dem Trapper Patty Frank verwaltet wird.

In Radebeul, wo Karl May vor 25 Jahren gestorben ist, liegt er auch begraben. Sioux-Indianer haben sein Grabmal auf dem Friedhof besucht. Sie trugen gewaltige Kränze mit blau-weiß-roter Schleife vor sich her. „Der Häuptling der Sioux grüßt seinen großen weißen Bruder", stand auf der einen, „Dem Lieblingsschriftsteller der deutschen Jugend" stand auf der anderen. Patty Frank aber sprach den alten indianischen Totengruß, und Chief Big Snake, die große Schlange, sagte in seiner Muttersprache: „Du hast unserem sterbenden Volke im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Denkmal errichtet. Wir möchten dir Totempfähle in jedem indianischen Dorf aufrichten".

Karl XII. und der Piratenpräsident.

Im schwedischen Staatsarchiv wurden vor kurzem aufschlußreiche Dokumente gefunden, die sich auf Verhandlungen beziehen, die zwischen einer Piratenrepublik und dem großen Schwedenkönig Karl XII. geführt worden sind.

Eine Piratenrepublik? Wo und wann hat es einen solchen Staat gegeben, wird der Leser fragen. In der Tat: Im Jahre 1710 wurde dieser sonderbare Staat auf der Insel Madagaskar gegründet. Ein französischer Seemann Kapitän Pierre Misson kam auf den Gedanken, weit entfernt von der europäischen Zivilisation ein staatlich organisiertes Räuberunternehmen zu gründen. Pierre Misson war zuerst Kapitän auf der Fregatte „La Victoire". Ein sonderbarer Mensch, Philosoph und Abenteurer in einer Person. Eines Tages entschloß er sich, ein Piratenschiff zu bemannen. Er führte, um von seinen „Berufskollegen" abzuweichen, nicht die berüchtigte schwarze Flagge mit dem Totenschädel, sondern eine weiße Flagge mit der Inschrift „Für Gott und die Freiheit". Von seiner Mannschaft wurde Misson der „gute Kapitän" genannt, obwohl er ein strenges Regiment führte und Trunkenheit sowie gotteslästerliches Fluchen mit dem Tode bestrafte. Sein Vertrauter war ein heruntergekommener italienischer Mönch namens Caraccioli. Die Besatzung bestand aus Abenteurern aller Nationen, größtenteils Spaniern, Portugiesen, Holländern und Franzosen.

Während seiner Räuberfahrten landete das Piratenschiff in einer Bucht an der Nordspitze der Insel Madagaskar. Der Kapitän erkannte sofort, daß er hier eine ausgezeichnete Flottenbasis für seine Unternehmungen gefunden hatte. Er taufte den Platz „Libertatia" in Anspielung auf die Freiheit, die sich Kapitän Misson zu seiner ungesetzlichen Lebensführung genommen hatte. Der Platz wurde mit Wällen, Schanzen und Palisaden stark befestigt. Bald entstanden richtige Docks, Hafenanlagen, Werfte und Häuser. Freibeuter aus allen Ecken der Welt strömten nach Libertatia. Ein englischer Piratenkapitän namens Tew half dem Franzosen, die neue Gemeinschaft zu organisieren. Eine Art Verfassung wurde entworfen, die einen alle drei Jahre zu wählenden Präsidenten an die Spitze des Räuberstaates stellte. Dem Präsidenten zur Seite stand ein Staatssekretär. Der erste Präsident wurde durch einstimmige Zahl Misson, zum Staatssekretär wurde Caraccioli gewählt, während Kapitän Tew sich mit dem Posten eines Kriegsministers begnügen mußte.

Nun waren aber die Freibeuter so saturiert, daß sie im Ernst daran dachten, die Seeräuberei aufzugeben und sich der Gemeinschaft europäischer Staaten anzuschließen. Zu diesem Zweck entsandte die Seeräuberrepublik mehrere „diplomatische Vertreter in besonderer Sendung" nach Europa. Einer von diesen Gesandten war unvorsichtig genug, sich nach England zu begeben, wo man mit ihm kurzen Prozeß machte. Er wurde auf der Stelle gehängt, denn England verstand keinen Spaß mit Leuten, die aus der Seeräuberei Kapital schlugen.

Ein anderer Abgesandter von Libertatia landete in Schweden. Er hatte mehr Glück, denn König Karl XII. ließ sich in ernste Verhandlungen mit dem Vertreter des Abenteurerstaates ein. Nun bot die Piratenrepublik dem schwedischen König die für die Begriffe jener Zeit ungeheure Summe von 50 000 englischen Pfund an, für das Recht, sich in Nordschweden „zur Ruhe zu setzen." (Das soll wohl heißen, daß sich die Piraten mit dieser Summe für ihre Kaperfahrten ein Landungs- und Zufluchtsrecht in Nordschweden erkaufen wollten.) Außerdem erklärte sich Libertatia bereit, eine glänzend ausgerüstete Flotte von 25 Kriegsschiffen dem schwedischen Königreich zur Verfügung zu stellen. Schweden befand sich gerade zu jener Zeit in großen Schwierigkeiten. Es war in den später als den „Großen nordischen" bekannt gewordenen Krieg mit Rußland verwickelt. Reichsratsmitglied Gülenstierner, ein Waffenkamerad Karl XII., war der Meinung, daß der Betrag von einer halben Million in diesem Augenblick Schweden sehr gelegen käme. Was eine neue Flotte betrifft, so könnte sie dem Russenkrieg nach so vielen Jahren zu einer glücklichen Entscheidung verhelfen. Der König war bald fest entschlossen, die Verhandlungen zu einem günstigeren Abschluß zu bringen. Sein frühzeitiger Tod aber verhinderte das Zustandekommen des Vertrages. Nach dem Tode des Königs sollte sich immerhin eine Expedition aus Karlskrone nach Madagaskar begeben, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Die zwei kleinen Fregatten, auf denen die Abgesandten sich befanden, kamen aber nicht weiter als bis nach Cadiz, und zwar aus Mangel an Geldmitteln. Nach dem Friedensschluß mit Rußland, das Schweden schwere finanzielle Lasten auferlegte, verlor man das Interesse für das ganze Unternehmen.

Die Piratenrepublik selbst geriet nach dem Tode des Kapitäns Misson allmählich in Verfall, da die einzelnen Machthaber auf eigene Faust ihr Handwerk weiter ausübten, bis sie von englischen Kriegsschiffen unschädlich gemacht wurden.

Aussprüche deutscher Kaiser.

Das Deutsche Reich hat tausend Jahre hindurch Kaiser gehabt.

Einige davon waren große und gewaltige Herrscher, andere waren schwach und wären besser was anderes gewesen, als sie waren.

Wir wollen nun einige Aussprüche wiedergeben, die von deutschen Kaisern stammen.

Ludwig der Deutsche (er regierte von 843—876) sagte:

„Wer den Reichtum verachtet ist reicher, als der ihn besitzt".

Heinrich I., auch der Städteerbauer genannt, (er regierte von 919—936), der im Jahre 936, also vor tausend Jahren, starb, hatte einen Leitspruch, der lautete also:

„Langsam zur Strafe, schnell zum Wohltun!"

Sein-Sohn, **Otto I.**, auch der Große genannt (er regierte von 936—973), sagte:

„Tun wir das Unsere, so wird Gott das Seine tun."

und:

„Besser für die Gerechtigkeit sterben als fliehen und ehrlos leben!"

Als er dahinter kam, daß einer seiner Diener sich bestechen lassen wollte, sagte er in seiner Strafrede:

„Die Deutschen kriegen mit Eisen, nicht mit Gold."

Heinrich III., (er regierte von 1039—56) sagte:

„Wer Streit abtut, verwandelt Fluch in Segen."

Heinrich V. (er regierte von 1106—1125):

Elend, wer den Tod sucht, elender, wer ihn fürchtet!"

Konrad III. (er regierte von 1138—52):

„Sprich wenig mit anderen, viel mit dir!"

Friedrich I., auch Rotbart oder Barbarossa genannt (er regierte von 1152—90), hatte als Grundsatz:

„Lieber einem Rechtschaffenen gefallen als tausend Schlechten!"

Rudolf von Habsburg (er regierte von 1273—91):

„Sein Land wohl regieren, ist eine größere Kunst, als dessen Grenzen erweitern."

und:

„Strenge hat mich manchmal gereut, aber Güte nie."

Ludwig der Bayer (er regierte von 1314—47):

„Man soll nach solchem Reichtum trachten, den einer stets bei sich trägt, und der ihm durch keinen Unfall entrissen werden kann."

Friedrich III. (er regierte von 1440—1493) sagte, als er gefragt wurde, welche von seinen Räten ihm die liebsten seien:

„Die Gott den Herrn mehr fürchten als mich."

Maximilian I. (1493—1519) sagte zu einem Herrn, der sich darüber beklagte, daß man Hohnlieder auf ihn gemacht hätte:

„Nimm dich solcher Lieder nicht an; (d. h. kümmere dich nicht darum), wie sie geschwind kommen, so vergehen sie auch geschwind wieder. Sie währen nicht so lange als das Lied: „Christ ist erstanden"."

Viele Windungen macht das Flußbett. Wir kommen an Schulitz vorbei, wo es vor dem Kriege eine starke Holzindustrie gab. Heute ist es die Stadt der toten Sägewerke und der Arbeitslosen. Viele von ihnen gehen jetzt mit ihren Familien in die Steinbrüche im Südosten Polens, um hier an dem Strom, der sie einstmals alle ernährte, nicht zu verhungern.

Langenau, Brahemünde . . . Dort hinter dem grünen Wall liegt der große Holzhafen, heute mehr als Polens Meisterschafts-Regattastrecke gebraucht denn als Holzhafen. Das Holz, das früher aus Rußland kam, blieb hier im Hafen und wurde dann in die vielen Sägewerke geschafft, die sich zu beiden Seiten der Brahe befanden. Die Veränderung der Grenzen hat alles umgestoßen; die Ost-West-Richtung des Handels ist durch eine Süd-Nord-Richtung abgelöst worden — wie die Weichsel, die früher nach Westen floß und sich hier bei Fordon den Weg nach Norden gebahnt hat.

Unter der langen Brücke gleiten wir hindurch. Links liegt das Frauengefängnis, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Zollspeicher diente. Um diese Zeit war Fordon eine blühende Stadt; heute ist es ein geruhsames Städtchen. Gegenüber schauen aus dem Grün der Müllerberge das Schloß und die Kirchtürme von Ostrometzko. Das Wasser ist weit in die Kämpen gedrungen. Manche Weidenbüsche ragen nur halb hervor. Möwen, kleine und große, weiße und graue, schießen über das Wasser, Krähen ziehen mit langsam-schwerem Flügelschlag über den Strom, zu suchen, was das Hochwasser auf den Feldern für sie zurückgelassen hat. Ein Fischreiher, der am Ufer steht, läßt sich durch unser Kommen nicht stören. Während rechts das Ufer und auch das Hinterland flach ist, ziehen sich links sanfte Höhen und Hügelketten hin. Sauber bewirtschaftete Felder, fette Wiesen und Weiden zu beiden Seiten. So gleiten wir mit den vielen Windungen des Stromes langsam ins Culmer-Land hinein.

Von hier aus stießen die Ordensritter weiter vor nach Norden. Und sie und die Männer, die nach ihnen in das Land kamen, legten den Grund zur Fruchtbarkeit dieses Landstrichs, indem sie das Werk der Trockenlegung begannen, das in den folgenden Jahrhunderten deutschee Bauern fortsetzten. Gerade während der großen Hochwasser-Katastrophen haben die Dämme und Deiche wieder zu beweisen gehabt, welche wertvolle Arbeit hier geleistet worden ist.

Hinter uns die Sonne, vor uns die Culmer Niederung, und rot leuchtend auf der Höhe, etwas abseits vom Strom, die Häuser und Türme von Culm. Die Burg Culm wurde 1231 das erstemal genannt. 1233 erhielt Culm Stadtrechte in der Culmischen Handfeste, die später allen Stadtrechten des Ordenslandes zugrunde lag. Das Culmische Recht wurde 1397 in fünf Bänden aufgezeichnet. Einstmals war es ein bedeutender Platz — diese Stadt auf der Höhe, die wir da sehen. Einstmals Mitglied der Hanse — heute eine Kreisstadt, aber mit ihren alten Bauten doch auch heute noch Zeugin eines Stücks deutscher Kulturgeschichte im Weichselland, Zeugin der Grundsteinlegung des Wohlstandes und der Fruchtbarkeit dieses Landstriches.

Hier in Culm hat auch Hermann Löns das Licht der Welt erblickt. Es mag schon sein, daß unser Wesen durch die Landschaft geprägt wird in die wir hineingeboren werden. Wenn Löns auch nicht lange in Culm blieb: Wer aber diese Landschaft sieht — sie ist einmal heroisch genannt worden —, weiß, daß Löns sie geliebt haben würde, daß sie seinem Wesenszug in ihrer Herbheit und Weite entsprach.

Wir gleiten weiter und der Schiffseigner erzählt, daß vor nicht allzu langer Zeit noch, als das Hochwasser die Bewohner des Weichsellandes in Atem hielt, hier alles von Culm bis Schwetz eine einzige Wasserfläche gewesen sei. Bald sehen wir die Türme von Schwetz herüber grüßen. Immer wieder ist es der Orden der Deutschritter, der auf dieser Fahrt stromab in Erinnerung kommt. Das Ufer zu unserer Linken wird wieder steil und hoch. Der Fußlauf scheint sich einzuengen, dann dehnt er sich wieder aus zu imposanter Breite. Unter einer Hochspannungsleitung gehts hindurch. Rechts Weiden, zum Teil noch unter Wasser, weit hinten Felder und Bauernwirtschaften. Links auf den Höhen Vieh, immer wieder Vieh. In der Ebene vor uns eine Brücke und die rötliche Silhouette von Graudenz.

Graudenz: Hier von der Weichsel her im Licht der untergehenden Sonne bietet sich ein herrlicher Anblick. Auf einer Diluvialinsel im Weichselschwemmland erbaut, kristallisieren sich die alten Speicher, nach dem Strand zu mehrfach abgestuft, wie Marien-Glas. Links dahinter, alles überragend und doch klein und rund wirkend, der Schloßturm. Auch hier sind die Ordensritter Gründer. 1291 schon erhielt Graudenz Stadtrechte. Und während der Kahn vorbeigleitet an der Stadt, zieht in unserer Erinnerung die Geschichte von Graudenz vorüber. Hier liegt die Feste Courbière, so benannt nach jenem General, der Graudenz gegen die Franzosen zu verteidigen wußte, auch als Preußen zusammengebrochen war. Hier saß Fritz Reuter in „sine Festungstid".

In Graudenz werden wir die Nacht verbringen. Unser Kahn steuert unterhalb der Stadt das Ufer an. Seile werden festgemacht und die letzten Stunden des Tages sind einer besonnenen Beschaulichkeit vorbehalten. Dann geht alles zur Ruhe und am nächsten Tage setzen wir die Fahrt fort auf der Weichsel nach Norden.

Herrlich steigt nun das linke Ufer vor Neuenburg auf. Es bietet prächtige Bilder mit Gärten auf den Hängen. Auch diese Stadt an der Montaumündung ruft Erinnerungen an die Ordenszeit wach. Von dort oben hat man einen prächtigen Blick über die Weichsel und das jenseitigee Ufer. Da drüben liegt ja schon Deutschland, das Reich.

Wir passieren die Stelle, wo einstmals die Münsterwalder Brücke Ost und West über den Strom verband. Mewe grüßt von links über den Strom. Wie schön die Türme sich gegen den lichten Sommerhimmel abheben! Auf den Weiden auf beiden Ufern des Stromes schönes schwarz-weißes Rindvieh in großen Herden.

So verändert sich das Bild von Stunde zu Stunde. Steilufer, satte Wiesen, und Dämme. Und alles spricht eine deutliche Sprache von der Arbeit, die hier geleistet wurde, begonnen von den Ordensrittern, fortgesetzt durch Bauern, die das Land zu nutzen verstanden, in dem Lande diese wertvollen Niederungswirtschaften schufen. Die gleiche deutsche Sprache sprechen die Dämme, die das Land vor Überschwemmungen behüten, sprechen die Brücken, die die Ufer miteinander verbinden — wie gerade hier, die Brücken in Dirschau, dem Ziel unserer Fahrt. Wir nehmen unseren Rucksack, drücken dem Schiffseigner und seinen Leuten die Hand. Zwei Tage Weichsel, zwei Tage Ordensland; wir werden sie nicht vergessen.

Dankwart.